

Mechthild Bereswill/Anke Neuber (Hrsg.)

In der Krise?

Männlichkeiten im 21. Jahrhundert

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Einleitung

Am 2. September 2010 war auf dem Titelblatt der Wochenzeitschrift 'Die Zeit' neben der Überschrift „Die Methode Frau“ das Foto einer Frau zu sehen, die einen Herrenanzug mit Krawatte trägt, ein Handy in der rechten Hand hält und in die Kamera lächelt. Das Herrenoberhemd, das sie unter dem Jackett trägt, ist bis unter die Brust hochgeschoben und gibt den Blick auf ihren Bauch frei: Sie ist hochschwanger. Der Begleittext lautet, dass die Arbeitswelt laut Experten „weiblicher“ würde und Frauen davon profitieren würden. Unklar sei allerdings, ob Frauen denn zur Karriere „bereit“ seien und ob die Männer „mitziehen würden“. Welche Text-Bild-Beziehung wird hier suggeriert? Das fragt sich die irritierte Betrachterin, wenn sie nach dem Zusammenhang zwischen der nach Manager- und Mutterschaftsklischees aufgemachten Frauengestalt und der Textkomposition sucht. Was wird hier thematisiert: Frauen als besondere Gruppe? Weiblichkeit als Methode? Der Wandel der Arbeitswelt? Die alt bekannte Vereinbarkeitsfrage? Wird die so genannte Verweiblichung der Arbeitswelt positiv konnotiert, weil nun auch die „Humanressource Geschlecht“ bewusst in den Sog der Vermarktlichung einbezogen wird? Schwingt hier zugleich die Angst vor der Entwertung oder Abwertung von Männern, genauer gesagt, die Befürchtung mit, Frauen könnten in männlich dominierte Zusammenhänge eintreten und die Ordnung der Geschlechter durcheinander bringen? Geht es der männlichen Herrschaft im 21. Jahrhundert etwa an den (beschlipsten) Kragen? Das hieße, dass Männlichkeit – als kulturelle Konstruktion und machtvolle Orientierungsgröße – nicht mehr nur den Männern vorbehalten wäre.

Bemerkenswert ist zudem, dass das Ganze sich offenkundig in der Anzugwelt des Business abspielt. Oder wäre eine Frau im Blaumann ebenso schlüssig, um die unterstellte Feminisierung der Arbeitswelt zu symbolisieren? Hier deutet sich bereits an, dass mit der Geschlechterfrage im Kontext des Wandels von Arbeit die Klassenfrage korrespondiert: Wo ist Weiblichkeit als Erfolgsfaktor gefragt, wo nicht? Welche Männlichkeitselemente eignen sich gegenwärtig, um Wandel (oder Beharrungsvermögen) im Geschlechterverhältnis zu bebildern? Diese Fragen stehen im unmittelbaren Zusammenhang des beschworenen Endes des Fordismus

und neoliberalen Diskursen zum Selbstmanagement eines 'adult workers', der die Figur des 'male bread winners' auf dem Arbeitsmarkt abgelöst hat.

Wie auch immer, die Assoziationen und Fragen, die das Titelblatt auslöst, verweisen auf ein in der Gegenwart immer noch existierendes und über Jahrzehnte anhaltendes gegeneinander Ausspielen und Aufaddieren von Benachteiligung oder Bevorzugung des einen Geschlechts gegenüber dem anderen. Dieses fortlaufende Nullsummenspiel im Geschlechterverhältnis wird sichtbar, wenn wir die öffentlichen Diskurse über gesellschaftlichen Wandel und die angeblichen Krisen der Männlichkeit verfolgen: Sind Frauen gegenüber Männern auf der Überholspur? Sind Männer in der Krise? Wie verhalten sich solche affirmativen Zuschreibungen und Behauptungen zu gesellschaftlichen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit wie sie sich mit dem Bild der Schwangeren und daran assoziierten Vorstellungen von Mutterschaft verbinden lassen?

Eine mögliche Lesart des seltsamen Titels „Methode Frau“ wäre die, dass diese „Methode“ dazu beiträgt, herkömmliche Versionen von Männlichkeit zu gefährden, vielleicht auch zum Absturz zu bringen. Denn die wiederkehrende Redeweise über die „Krise der Männlichkeit“, so Edgar Forster treffend, hat die Funktion einer „rhetorische[n] Waffe gegen die angebliche Dominanz feministischer Definitionsmacht des Geschlechterverhältnisses“ (Forster 2008).

‘Die Zeit’ greift mit Bild und Text ein Thema auf, das im Zusammenhang mit der These der ‘Krise der Männlichkeit’ häufig diskutiert wird – der Wandel der Erwerbsgesellschaft und damit einhergehend der Verlust der Rolle des Familienernährers. Das Bild kann somit als eine spöttische Anspielung auf den Untergang der Breadwinner-Position aufgefasst werden – ebensogut aber auch als (Re)Naturalisierung von Weiblichkeit in ihrer Differenz zu Männlichkeit, essentialisiert in der Gebärfähigkeit der Frau. Auf solche Ambivalenzen lassen sich auch andere, gegenwärtig populäre Krisendiskurse zu Männlichkeit hin untersuchen. Seien es die Betonung der höheren Selbstmordraten von Männern, die hohen Kriminalitätsraten von (jungen) Männern im Vergleich zu Frauen oder das viel diskutierte Schulversagen von Jungen – immer wieder wird die These von der Krise der Männlichkeit (beschrieben als eine Krise der Männer) zu belegen versucht. Die Phänomene, die in der zeitdiagnostischen Rede von der ‘Krise der Männlichkeit’ gebündelt werden, sind erstaunlich heterogen, ihre Ursache ist aber offenbar eindeutig: Es ist der Wandel der Geschlechterverhältnisse – angestoßen durch die zweite Frauenbewegung – sowie der Wandel der Arbeitsgesellschaft, aber auch die Dysfunktionalität traditioneller Männlichkeitsbilder. Aus dieser Perspektive erscheinen Männer als Verlierer und Frauen als Gewinnerinnen der gesellschaftlichen Entwicklung. Dieses Bild bestätigt sich in einem Titel wie

„Methode Frau“, der suggeriert, das Frauen jetzt mit „Methode“ die Arbeitswelt erobern und diese „weiblich“ umgestalten.

Blättern wir auf die nächste Seite der Zeitungsausgabe, begegnen wir der Frau des Titels wieder – mit ihrem frisch entbundenen Säugling auf dem Arm und wir erfahren, dass das Kind „Theo Jonathan“ heißt und wir (erleichtert?) sagen können: Es ist ein Junge! Hier lassen sich die polarisierten Argumente über die Krise der Männlichkeit polemisch zuspitzen. Wir könnten sagen: Zum Glück ist es ein Junge! Wenn sie ein Mädchen geboren hätte, stünden wir kurz vorm Matriarchat. Wir könnten aber auch sagen: Wen hat sie geboren – einen Jungen, der Gefahr läuft, in nicht allzu ferner Zukunft dem gesellschaftlichen Druck nicht standzuhalten, zu versagen, krank zu werden, durch Abweichung aufzufallen und schließlich hinter den Mädchen zurückzubleiben? Mit dieser zynischen Wendung sind wir mittendrin in der boomenden Debatte über die Jungen als Verlierer ohne männliche Identifikationsfiguren, als potentiell Ausgegrenzte und von Mädchen – nicht nur im Bildungssystem – übertrumpfte Benachteiligte.

Wer die zum Titel der ‘Zeit’ dazu gehörenden Seiten (69-75) aufschlägt, findet dieses Schreckensbild nicht bestätigt. Ganz im Gegenteil: Die Phantasie, dass das Titelbild auf die Krise der Männlichkeit anspielt, verflüchtigt sich angesichts recht nüchterner Befunde zur anhaltenden strukturellen Benachteiligung von Frauen gegenüber Männern auf dem Arbeitsmarkt – „die Methode Frau“ scheint in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs unter Männern“ (Bourdieu 1997, S. 203) keine nennenswerten Siege zu versprechen, auch wenn Frauen mittlerweile mitspielen (dürfen).

Indem wir auf Bourdieus habitustheoretischen Ansatz zur „männlichen Herrschaft“ anspielen, greifen wir die in der Männlichkeitsforschung sehr prominente Auffassung auf, dass Männlichkeit maßgeblich in den kompetitiven und zugleich anerkennenden sozialen Austauschbeziehungen zwischen Männern hergestellt wird. Das Foto der schwangeren Managerin spielt vor diesem Hintergrund darauf an, dass solche Spiele gegenwärtig keineswegs unter Ausschluss von Frauen stattfinden und lenkt unseren wissenschaftlichen Blick auch auf die doppelte Relationalität von Männlichkeit – im Verhältnis zu (in sich selbst diversifizierter) Weiblichkeit und im Verhältnis zu anderen Männlichkeiten. In diesem Kontext greifen die angedeuteten Krisendiagnosen und Nullsummenspiele zwischen den Geschlechtern deutlich zu kurz, da soziale Ungleichheiten in Geschlechterverhältnissen ausgesprochen komplexe, ungleichzeitige und widersprüchliche Dynamiken darstellen, die sich nicht einfach auf die Formel Frauen über, unter oder gegen Männer oder umgekehrt bringen lassen.

Der letzte Gedanke unterstreicht eine Theorieperspektive, die die Relationalität der Kategorie Geschlecht stark macht und den Blick auf Geschlechterverhältnisse lenkt. Dieses Potential einer geschlechtertheoretischen Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge wird in den populären Debatten zur „Krise der Männlichkeit“ schlicht ausgeblendet. In der gegenwärtigen Männlichkeitsforschung wird sie bislang wenig ausbuchstabiert. Dies ist aus unserer Sicht nicht zuletzt auch einer Rezeptionssperre gegenüber feministischen Theorien zuzurechnen.

1 Die „Krise der Männlichkeit“ und das Konzept hegemonialer Männlichkeit

Wird die „Krise der Männlichkeit“ wissenschaftlich analysiert, geschieht dies meist mit Bezug zu Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das an Gramscis Hegemoniekonzept angelehnt ist. Laut Connell ist Männlichkeit, genauer die kulturelle Vorherrschaft des Männlichen ein doppelt-relationales Phänomen: Dominanz-, Über- und Unterordnungsverhältnisse existieren und entstehen nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der Gruppe der Männer (Connell 1999). Connell bezeichnet die hierarchieförmigen Differenzierungen zwischen verschiedenen, nicht hegemonialen Männlichkeiten als marginalisierte, unterdrückte und komplizenhafte Männlichkeiten. Diese Positionen sind jedoch nicht starr, sondern sie stehen in einer dynamischen Beziehung zueinander und sind wandelbar. Connells besonderes Verdienst ist es somit, auf die Bedeutung von Machtverhältnissen in beiden Dimensionen hinzuweisen. Trotz der homosozialen Differenzierung ist Männern eine „patriarchale Dividende“ (Connell 1999) gemein – der Machtvorteil von Männern gegenüber Frauen.

Connell, so Sylka Scholz' Kritik, verwende den Begriff der hegemonialen Männlichkeit unscharf. Einerseits versuche er, „die Funktionsweisen männlicher Herrschaft analytisch zu erfassen“, zum anderen kulturelle Muster hegemonialer Männlichkeit zu identifizieren (Scholz 2006, S. 268). Diese theoretische Unschärfe spiegelt sich auch in der Rezeption des Konzeptes wider, das zumeist konstruktionstheoretisch gewendet wird (*doing gender/doing masculinity*). Werden nun gesellschaftliche Wandlungsprozesse in den Blick genommen, lässt sich fragen, was genau sich verändert: Sind es die kulturellen Muster oder sind es die Funktionsweisen männlicher Herrschaft und in welcher Beziehung stehen beide zueinander? Zum anderen wird in der Männlichkeits- und Genderforschung häufig nur die homosoziale Dimension hegemonialer Männlichkeit in den Blick

genommen. In welchem Verhältnis heterosoziale Konstellationen hierzu stehen und ob es sinnvoll ist, von verschiedenen Weiblichkeiten im Verhältnis zu Männlichkeiten zu sprechen, ist offen.

Connell selbst setzt sich in einem gemeinsamen Aufsatz mit James W. Messerschmidt (2005) kritisch mit der Rezeption und der Weiterentwicklung des Konzeptes der hegemonialen Männlichkeit auseinander, wobei sie eine aus ihrer Sicht entscheidende gesellschaftstheoretische Dimension des Konzepts betonen: Es sei nicht lediglich ein „einfaches Modell kultureller Kontrolle“, sondern erfasse vielmehr die Dynamiken strukturellen Wandels, verbunden mit der Mobilisierung und Demobilisierung gesamter Klassen (S. 831, Übersetzung M.B./A.N.).

An diesem Zitat wird deutlich, dass Connell und Messerschmidt mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit Strukturveränderungen in den Blick nehmen, die auf Ungleichheitslagen sowohl der Geschlechter – als auch von Klassen – verweisen. Darauf haben wir schon zu Beginn des Textes durch die Kontrastierung des Anzugs mit dem Blaumann angespielt, die deutlich macht, dass das Foto der Frau im Männeranzug die Geschlechterfrage mit der Klassenfrage verknüpft. Folgen wir dem Hinweis von Connell und Messerschmidt, dass sie unter Hegemonie auch strukturellen Wandel und die Verschiebung von Klassenverhältnissen gefasst wissen wollen, stellt sich im Hinblick auf Wandel im Geschlechterverhältnis die alte Frage nach dem Verhältnis von Klasse und Geschlecht neu: Sind Frauen innerhalb einer Klasse Männern möglicherweise nicht mehr untergeordnet, sondern gleichgestellt – haben sie als Führungskräfte aufgeholt und sind nun auf Augenhöhe platziert? Sind strukturelle Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen überwunden oder mindestens brüchig? Solche Fragen nach möglichen Strukturveränderungen oder Strukturbrüchen werden selten mit dem Konzept der männlichen Hegemonie in den Blick genommen. Hier gehen wir davon aus, dass die einseitig handlungstheoretische Rezeption des Konzepts dazu führt, dass unklar bleibt, ob wir es mit Strukturbrüchen, variablen Konfigurationen oder mit kontextspezifischen Einzelphänomenen zu tun haben.

Neben der Relevanz für immer wiederkehrende Fragen nach dem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht oder dem Wandel und der Beharrungskraft im Geschlechterverhältnis sind solche Überlegungen auch für die Reflexion auf den Krisendiskurs zentral. Michael Meuser (2001, S. 5) betont, dass eine Krise aus soziologischer Perspektive nur dann gegeben sei, „wenn erwartbare Zukunft zerstört ist (Rammstedt 1978, S. 139), wenn also Handlungsroutinen nicht mehr den gewohnten Effekt zeitigen, Habitualisierungen gleichsam ‘vernichtet’ werden und wenn dies eine Erfahrung ist, die nicht nur einzelne Individuen machen, sondern die für die Angehörigen einer sozialen Gruppe zu einer typischen Erfahrung

wird.“ Nach diesem Verständnis wird deutlich, dass nicht jede Verunsicherung oder Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen als Krise definiert werden kann. Darüber hinaus wird die Notwendigkeit einer sorgfältigen Differenzierung zwischen krisenhaften gesellschaftlichen Verhältnissen und subjektiven Krisenerfahrungen sichtbar. Wir beziehen diese Überlegungen auf den Wandel der Erwerbsgesellschaft, der aus unserer Sicht von besonders großer Bedeutung für die populäre, aber auch die wissenschaftliche Verhandlung einer „Krise der Männlichkeit“ ist (das zeigt auch das Titelbild der ‚Zeit‘): Kann die anhaltende Debatte über die „Krise der Männlichkeit“ (oder des Mannes) auch als eine ‚Deckgeschichte‘ für die Krise der Arbeitsgesellschaft gelesen werden? Dieser These werden wir im Folgenden weiter nachgehen.

2 Krise der Arbeitsgesellschaft als Krise von Männlichkeit?

Wenn für die Diagnose einer gesellschaftlichen Krise die Zerstörung der erwartbaren Zukunft Voraussetzung ist, darf davon ausgegangen werden, dass der tief greifende Wandel der Industrie- und Arbeitsgesellschaft gegenwärtig für viele Gesellschaftsmitglieder eine krisenhafte Erfahrung darstellt. So lauten auch die Diagnosen der Prekarisierungsforschung im Anschluss an Bourdieu (vgl. beispielsweise Dörre 2007) – allerdings ohne, dass diese gegenwärtig zentralen gesellschafts- und kapitalismuskritischen Analysen systematisch auf Geschlecht Bezug nehmen.

Im Fokus der Debatten über den Untergang des Fordismus steht in der Regel – explizit oder implizit – der Verlust einer männlich konnotierten Sozialfigur. Gemeint ist hier der ‚male breadwinner‘, ein Männlichkeitsideal, das maßgeblich ist für die Konstitution und Konstruktion von gesellschaftlich anerkannter, dominanter Männlichkeit. Die erwerbszentrierte männliche Normalbiographie und die Sozialfigur des männlichen Ernährers der Familie scheinen überholt. Im neoliberalistischen Postfordismus wird eine an Erwerbsarbeit geknüpfte Version des Geschlechterarrangements prekär, Unsicherheit, Flexibilität und Subjektivierung von Arbeitsverhältnissen dominieren zunehmend auch für Männer auf dem Arbeitsmarkt (Bereswill 2011, S. 6). Es leuchtet ein, dass mit dieser unstrittigen Diagnose ein Bedeutungsverlust des tradierten Musters „normaler“ Männlichkeit einhergeht.

Die Wandlungsprozesse betreffen jedoch nicht nur die Erwerbsarbeit und die männliche Normalbiographie, sondern sind eingebettet in heterosoziale Arrangements der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Wird das Geschlechterverhältnis systematisch bei der Analyse mit einbezogen, dann sehen wir, dass der gesellschaftliche Wandel Frauen und Männer in unterschiedlichen Positionen

trifft, was ihren Zugang zu Erwerbsarbeit und ihren Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion anbetrifft. Diese Perspektive gerät in den Debatten über die „Krise der Männlichkeit“ und in den Analysen des Wandels der Erwerbsgesellschaft unserer Meinung nach deutlich zu kurz. Wird die Krise der Arbeitsgesellschaft einseitig auf eine „Krise der Männlichkeit“ bezogen, schreibt dies eine androzentrische Perspektive auf Arbeit und gesellschaftliche Wandlungsprozesse sowie Beharrungsmomente fort. Auch wenn Erwerbsarbeit und Männlichkeit historisch eng miteinander verknüpft sind, haben feministische Analysen gezeigt, dass diese Verknüpfung nie ungebrochen existiert hat. Eine differenzierte Analyse kapitalistischer Produktion, der schwindenden Vollerwerbstätigkeit, des sich verändernden Wohlfahrtsstaates und der sich wandelnden Reproduktionsarbeit ist nicht aus einer homosozialen, männerzentrierten Perspektive möglich, sondern erfordert einen Blick auf Geschlechterverhältnisse. Dieser Blickwinkel und damit verbunden die Prämisse der doppelten Relationalität von Männlichkeit im Verhältnis zu Weiblichkeit und Männlichkeit gerät bei der Betrachtung des Wandels der Erwerbsgesellschaft meist in den Hintergrund. Während aktuelle kapitalismuskritische Gesellschaftsanalysen Geschlecht meist als systematische Analyse­kategorie nicht berücksichtigen, leuchten die Ansätze der Men's Studies, die mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit arbeiten, Geschlechterbeziehungen in ihrer homosozialen und weniger in einer Wechselwirkung von homo- und heterosozialen Konstellationen aus. Diese homosoziale Schief­lage der Analyse wirft Fragen nach der gesellschaftstheoretischen Fundierung des Konzeptes der hegemonialen Männlichkeit auf.

Unserer Meinung nach ist die Perspektive auf Geschlechterverhältnisse nicht obsolet geworden. Vor diesem Hintergrund ergeben sich interessante gegenseitige Herausforderungen, die losen Theorieenden weiterzuspinnen und die alten, aber ungelösten Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung nach männlicher Herrschaft weiterzuverfolgen. Wie lassen sich beispielsweise die Konzepte hegemoniale Männlichkeit und Geschlecht als Strukturkategorie zueinander öffnen? Welche Vorstellungen von Struktur und Strukturierung sind in Konzepten wie 'Konfiguration' enthalten (Connell beschreibt Geschlecht als 'configurations of practice')? Ist das Denken in Konfigurationen oder Formationen zu unscharf für soziale Analysen? Zugleich engt die Strukturkategorie Geschlecht den Blick auf materielle Aspekte ein und aus dieser Perspektive sind kulturelle Prozesse ein blinder Fleck. Vor diesem Hintergrund kann im Anschluss an Überlegungen von Edgar Forster (2008) gefragt werden: Wie verhalten sich materielle Prozesse, Diskurse und alltägliche Praktiken zueinander? Wie müssten diese verschiedenen Dimensionen zueinander vermittelt werden, um historische Prozesse des sozialen

Wandels angemessener zu verstehen? Wie lassen sich langfristige mit kurz- und mittelfristigen Transformationsprozessen so verknüpfen, dass sowohl Wandel als auch Beharrung thematisiert werden können?

Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge nehmen die Komplexität des Wandels und des Beharrungsvermögens männlicher Herrschaft aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf und setzen verschiedene Akzente, was die Vermittlung von strukturellen, diskursiven und handlungstheoretischen Dimensionen von Geschlechterverhältnissen anbetrifft.

Jürgen Martschukat untersucht die Wirtschaftskrise in den USA der 1930er Jahre im Hinblick auf die Erschütterung und die Restituierung einer weißen Ernährerrolle, mit der sowohl die Erwerbsbeteiligung von Frauen als auch die Erwerbslosigkeit schwarzer Männer negiert wurde. Dabei zeigt Martschukats geschichtswissenschaftliche Untersuchung eindrucksvoll, dass die Krise der einen die Chance der anderen sein kann – indem Frauen und Kinder mehr Einfluss und Entscheidungsunabhängigkeit gegenüber dem erwerbslosen Mann und Vater gewinnen, dessen familiäre Autorität und finanzielle Macht durch Erwerbslosigkeit in die Krise gerät. Zugleich wird deutlich, dass und wie der in die Krise geratene 'white male breadwinner' durch staatliche Interventionen restabliert wird.

Die gesellschaftliche Wiederaufrichtung einer angeschlagenen, versehrten Männlichkeit nimmt Annette Brauerhoch in den Blick, wenn sie aus medienwissenschaftlicher Sicht untersucht, wie die Figur des „Heimkehrers“ im deutschen Nachkriegsfilm in Szene gesetzt wurde. Ausgehend von einer an der Produktion von Männlichkeit interessierten Filmwissenschaft untersucht Brauerhoch die „schwachen Helden“ des deutschen Nachkriegsfilms am Beispiel des Films „Irgendwo in Berlin“ (1946). Sie zeigt, wie die „Restitution deutscher Männlichkeit im Kult des gefallenen Soldaten“ mit Hilfe verschiedener Männlichkeitspositionen und ihrer Relation zueinander inszeniert und die nationalsozialistische Schuld mit Hilfe eines rückwärts gewandten Ideals soldatischer Männlichkeit aus dem Ersten Weltkrieg dethematisiert wird.

Während die ersten beiden Beiträge sich spezifischen Konstellationen des 20. Jahrhunderts zuwenden, fragen Michael Meuser und Sylka Scholz aus einer soziologischen Perspektive, ob die Redeweise von der „Krise des Mannes“ überhaupt mit entsprechenden Evidenzen korrespondiert, die mehr anzeigen als lediglich die medial wirkungsvoll thematisierten Identitätskrisen Einzelner. Dabei stellen sie fest, dass die Grundlagen tradiertter Männlichkeitskonstruktionen erschüttert sind, zweifeln aber zugleich daran, ob die Rede von der Krise hilft, gesellschaftlichen Wandel im Geschlechterverhältnis angemessen zu erfassen. Aus ihrer Sicht handelt es sich eher um einen Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit, den

Meuser und Scholz in zwei gesellschaftlichen Feldern beobachten: im ökonomischen und im politischen. Wandeln sich im ersten Fall die hegemonialen Muster einer anerkannten Erwerbs- oder Businessmännlichkeit, wird für das zweite Feld, die Politik, festgestellt, dass Frauen hier zunehmend präsent sind und Politik zugleich einen Machtverlust erlitten hat.

Hier zeigen sich Berührungspunkte zum Beitrag von Birgit Sauer, die davon ausgeht, dass die öffentlichen Debatten über die Finanz- und Wirtschaftskrise zugleich Männlichkeitsdebatten sind, in denen unterschiedliche Dimensionen von Männlichkeit thematisiert und konstruiert werden. Sauer entwickelt ihre zentrale These, dass wir es mit einer Rekonfigurierung von Männlichkeit zu tun haben, entlang von Überlegungen zum Zusammenhang von Staat, Geschlecht und Männlichkeit und erörtert schließlich die Entwicklung neoliberaler politischer Männlichkeiten im Zuge der Internationalisierung von Staaten. Dabei diskutiert sie unterschiedliche Ausprägungen von Männlichkeit, die in einem über- und untergeordneten Verhältnis zueinander stehen, indem sie auf das Hegemoniekonzept Gramscis (und Connells) zurückgreift. Was sich schließlich durchsetzt, so Sauer, ist die Ausprägung von neoliberalen Subjektivierungsweisen, die zugleich männlich konnotiert sind, keineswegs aber nur für Männer gelten.

Rolf Pohl untersucht solche Prozesse der Resouveränisierung von Männlichkeit aus der Perspektive der psychoanalytischen Sozialpsychologie. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen stehen die Tiefenstrukturen polemischer Diffamierungskampagnen gegenüber feministischen Denktraditionen, aber auch gegenüber Frauen. Er deckt sozialisationstheoretische Unterstellungen auf, mit deren Hilfe Männlichkeit als durch Frauen (Mütter) nachhaltig beschädigtes Projekt thematisiert wird und fragt nach der Bedeutung einer aggressiven Weiblichkeitsabwehr im populären Krisendiskurs. Aus seiner Sicht handelt es sich um eine projektive Verschiebung der gesellschaftlichen Krisendynamik, die durch die Marktradikalisierung alles Sozialen angestoßen ist, in die Arena eines im antifeministischen Ton inszenierten Geschlechterkampfes, bei dem Männer als Opfer konstruiert werden (und sich als solche konstruieren).

Aus einer sozialpsychologischen Perspektive nähern sich auch Rolf Haubl und Katharina Liebsch der Thematisierung von Männlichkeiten in der Krise. Vor dem Hintergrund, dass die Diagnose AD[H]S überproportional an Jungen vergeben wird, greifen sie Ergebnisse ihrer qualitativen Studie zur Perspektive von betroffenen Kindern auf. Ihre Interviews mit Jungen, die mit einer solchen Diagnose und der entsprechenden Medikamentierung durch Ritalin leben, zeigen eindrucksvoll, wie die komplexe Dynamik von Abweichung und Geschlecht sich im Kontext familialer Geschlechterbeziehungen entfaltet. Haubl und Liebsch

interpretieren diese Dynamik aus einer doppelten Perspektive: mit Blick auf Erziehung und Sozialisation in der modernen Gesellschaft und die damit verbundene „psychische und soziale Regulation“ verpönte und männlich konnotierter Impulse sowie im Hinblick auf die Frage, ob wir es mit einer „Krise des männlichen Sozialcharakters“ zu tun haben.

Auch Joachim Kersten nähert sich Männlichkeit aus einer subjektbezogenen Perspektive. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die Bedeutung von Affekten für Gewalthandeln. Er bezieht sich auf neuere Arbeiten zu ‘moral emotions’ und betont den Zusammenhang von Gewalthandeln, Schamkonflikten und Konstruktionen von Männlichkeit. Er geht in seinem Beitrag der These nach, dass Gewalt junger Männer häufig Folge der Unmöglichkeit sei, Scham als Emotion sozial zu verarbeiten. Hierbei knüpft er einerseits an Erkenntnisse der kriminologischen Forschung zur Reintegration von Straftätern an, andererseits greift er auf Befunde der Männlichkeitsforschung zurück, die den Zusammenhang von Gewalt und Anerkennungskonflikten betonen. Kersten entwickelt seine Überlegungen unter engem Bezug zu praktischen Arbeitsansätzen, in denen das Erlernen von Scham und der Umgang mit Schamkonflikten im Mittelpunkt stehen.

Als Literaturwissenschaftler wendet Toni Tholen sich zunächst der Erkenntnis zu, dass die „Krise der Männlichkeit“ ebenso lange andauert wie die Moderne und somit als „Normalzustand“ begriffen werden kann. Vor diesem Hintergrund reflektiert Tholen auf die unterschiedlichen Krisenbegriffe und Diskursarenen, mit denen wir es gegenwärtig zu tun haben. Die Krise kann einen historischen Moment bezeichnen, in dem das Nicht-Funktionieren von Beziehungen zwischen den Geschlechtern besonders wahrnehmbar wird oder sie ist Ergebnis einer Kritik an männlicher Hegemonie und ihrer kulturellen Repräsentationsform, dem Subjekt, die wirkungslos geblieben ist. Daran anknüpfend entfaltet er seine eigenen Überlegungen vom „Diskurs des Subjekts“ aus. Seine Ausgangsthese lautet, dass gegenwärtig dominierende Versionen von Männlichkeit keine „dialogische Subjektivität“ aufweisen, die Voraussetzung für spürbare Veränderungen im Geschlechterverhältnis wären. Eine solche an den Bedürfnissen von anderen ausgerichtete Subjektivität betrachtet er als „utopische Figur“, die er in Texten der Gegenwart aufzuspüren sucht.

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2011): Männer unter sich? Zum Verhältnis von gesellschaftlichem Wandel und geschlechtertheoretischen Prämissen. In: *Erwägen – Wissen – Ethik* 21 (3) [im Erscheinen].
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Kraus, Beate & Dölling, Irene (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der Praxis*, Frankfurt a.M., S. 153-217.
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- ; Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender & Society* 6, S. 829-859.
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobsen, Heike; Völker, Susanne (Hg.): *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden, S. 285-303.
- Forster, Edgar (2008): Rezension zu: Hämmerle, Christa; Opitz-Belakhal, Claudia (Hg.): *Krise(n) der Männlichkeit*. Köln. Heft 2. In: *H-Soz-u-Kult*, 04.06.2009 [<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-2-167>].
- Meuser, Michael (2001): *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit*. Vortrag auf der ersten Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften [1.-3. Februar 2001] [www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf].
- Rammstedt, Otthein (1978): *Soziale Bewegung*. Frankfurt a.M.
- Scholz, Sylka (2006): Review Essay: Männliche Herrschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie* 16 (2), S. 265-274.